

Auf der Suche nach dem Unbekannten

FREIE PRESSE 05.02.2021

VON MATTHIAS ZWARG

SERIE: DAS WERK DER WOCHE

Die „Freie Presse“ stellt an dieser Stelle Kunst im öffentlichen Raum vor.
Heute aus Chemnitz: Polytoximane (2016) von Lydia Thomas (Ausschnitt)

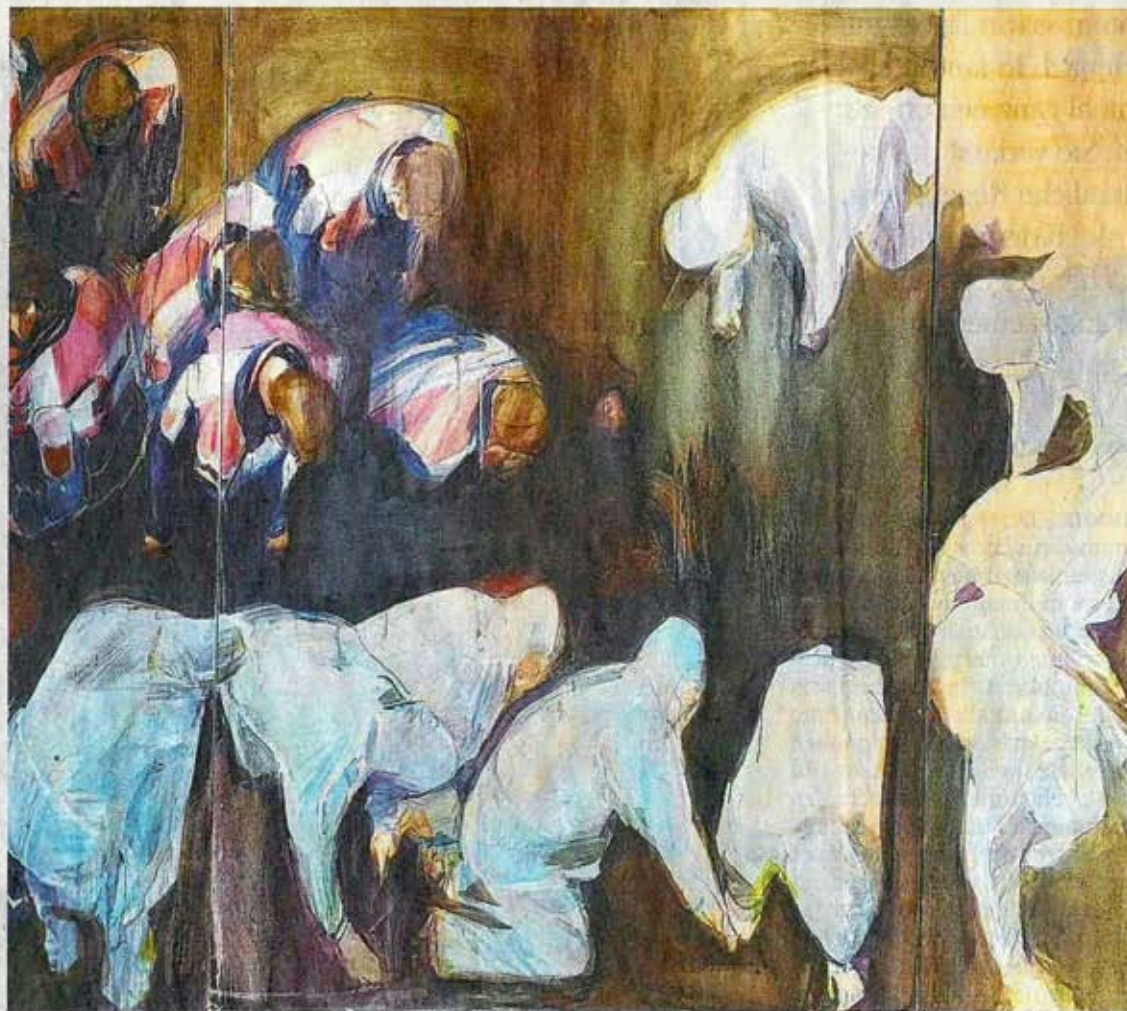


FOTO: MATTHIAS ZWARG

CHEMNITZ – Ein Gemälde außerhalb der eigenen Wohnung zu sehen, ist zurzeit gar nicht so einfach: Museen und Galerien sind geschlossen, ihre Rufe nach Öffnungsszenarien bleiben weitgehend ungehört. Aber große Schaufenster und ein beleuchteter Innenraum machen es möglich: In der Chemnitzer Galerie Weise am Rosenhof nimmt das Gemälde triptychon „Polytoximane“ (mit den stattlichen Maßen von 4,80 Meter mal 1,20 Meter) von Lydia Thomas eine halbe Wand ein und ist beim Spaziergang auch von außen gut zu sehen.

Es scheint in dieser Zeit und für diese Zeit gemalt zu sein: Menschen, wahrscheinlich Männer, in medizinischen Schutzanzügen auf der Suche nach etwas Unbekanntem, vielleicht nach dem Antikörper, einer neuen Virusmutante, einem Gift, wie der Titel des Bildes nahelegt. Sehr erfolgreich scheinen sie nicht zu sein, obwohl andere Menschen in einer Art Trainingsanzügen offensichtlich auch auf der Suche sind, unabhängig voneinander starren sie ebenso zu Boden, entdecken aber höchstens die Fliegenpilze, die wohl nicht das Ziel ihrer Suche sind. Von links nach rechts hin verflüchtigt sich die Szenerie zusehends, verliert sich die Gesellschaft vom ausgearbeiteten Gemälde ins Flüchtig-Skizzenhafte. Dies scheint gleichzeitig ein Hinweis auf das Vergebliche wie Endlose dieser Beschäftigung zu sein.

Die Künstlerin Lydia Thomas, geboren 1987 in Karl-Marx-Stadt, hat in München und Lissabon studiert und schon in jungen Jahren einen ganz eigenen Stil entwickelt. Sie spielt in ihren Gemälden – einige Figuren daraus wurden inzwischen auch in Skulpturen gegossen – oft

mit Mehrdeutigkeiten, in den Titeln wie in der Malerei selbst. Oft hält sie Bewegungen, Handlungen, Reaktionen in mehreren Stadien in einem Bild fest – eine Folge von Momentaufnahmen, lückenhaften Standbildern aus einem in Zeitlupe ablaufenden

Film. Damit macht sie einen zeitlichen Ablauf sichtbar, der Sinnhaftigkeit und Kreativität dieser Handlungen bekräftigt oder meist eher in Frage stellt. Gleichzeitig bleibt häufig offen, ob es sich um eine oder mehrere Personen handelt.

um kollektiven Wahn, uniformes Handeln oder individuelle Zwänge. Oft – wie auch in diesem Bild – wirken die Bewegungsabläufe einerseits fast sinnlos, andererseits von außen diktiert und schematisch, gleichartig, wenig individuell und

kreativ. Sezierende Schnapshots aus einer entfremdeten Gesellschaft, die vielleicht hier nach den Giften sucht, die sie selbst befallen hat.

Lydia Thomas hat dieses Bild 2015/16 gemalt – eine Zeit, in der ein ganz anderes Gift die Gesellschaft heimgesucht hatte als dieses Corona-Virus: Fremdenfeindlichkeit, Intoleranz, ein hasserfülltes Gegeneinander, dem kein Gespräch mehr möglich schien. Und dennoch wirkt das fünf Jahre alte Gemälde wie in die Zeit der Pandemie gefallen: die Schutzkleidung, die etwas hilflos wirkende Suche nach etwas offenbar so Wichtigem, das diesen Aufwand rechtfertigt. „Jedes Bild hat seine Zeit“, sagt die Malerin dazu. Und ihr Galerist Bernd Weise bezieht das großformatige Werk noch viel deutlicher auf den herrschenden Lockdown: „Museen wollen raus aus dem Lockdown. Galerien und durch diese vertretene Künstlerinnen und Künstler müssen das, schnellstens“, mahnt er und schimpft: „Interesse für die Lage durch öffentliche beziehungsweise kommunale Institutionen? Pustekuchen! Dieses Gemälde beschreibt ganz konkret die Situation, in welcher wir uns derzeit befinden – brennend aktuell.“

Was ein Hinweis darauf ist, dass Bilder nicht nur aus und für sich selbst sprechen. Sie erzählen auch über die Zeit, in der sie gemalt und in der sie gesehen werden, erzählen im Dialog mit jedem einzelnen Betrachter, jeder Betrachterin, was sie in ihnen sehen, was sie an eigenen Bildern, Gedanken, Gefühlen im Kopf und im Herzen mitbringen. Oder, wie es der spanische Philosoph José Ortega Y Gasset formulierte: „Das Kunstwerk ist eine imaginäre Insel, die rings von Wirklichkeit umbrannt ist.“ Und damit verändernd auf diese Wirklichkeit zurückwirkt. Und das ist womöglich dann doch systemrelevant.